Bund (DFB) gegen ihn Front – meist aus dem Hinterhalt.

Denn zweierlei verziehen ihm die Traditionalisten des akademischen Fechterlagers nie: Beck, ein gelernter Friseur, der die Methoden des Trainings und der Betreuung revolutionierte, gilt als Außenseiter. Dazu sind seine Erfolge beispiellos: 31 Medaillen bei Weltmeisterschaften und Olympia.

Im Schatten seines übermächtigen Vereins Tauberbischofsheim, klagte DFB-Präsident Klaus Dieter Güse, gedeihe kein anderer Klub. Andere Funktionäre behaupten, an Becks Kaderschmiede flössen zu viele Fördermittel.

„Da ist Neid im Spiel", vermutet der zurückgetretene Hamburger DFB-Sportwart Wauschkun. Trotz angeschlagener Gesundheit wollte er seinem Freund

Erst Becks Appell aus Montreal an die Öffentlichkeit wertete seine Medaillenschmiede auf und lenkte nennenswerte Fördermittel von den bisherigen Zentren ab auch an die Quelle der Erfolge.

Konservative Kritiker stachelte das gegen den Außenseiter auf. Zwei Beck-Anhängern unter den Vizepräsidenten wurden abgewählt: der zweifache Silbermedaillengewinner Jürgen Hehn aus Tauberbischofsheim und Sportwart Dieter Fänger, der zusammen mit Beck die Fechter von Null (1972 keine Medaille) auf Platz Zwei in der Fechterwelt gehievt und die Ranglisten als objektives Kriterium zur Zuteilung von Fördermitteln eingeführt hatte.

„Sie haben den besten Sportwart abgewählt", bedauerte damals schon Olympiasieger Alexander Pusch, „den die deutschen Fechter je hatten." Doch



Fecht-Bundestrainer Beck: Angriffe aus dem Hinterhalt

Beck noch wenigstens ein Jahr im Präsidium den Rücken freihalten. Denn Tauberbischofsheim und der zuständige Landesverband sind im DFB-Vorstand nicht vertreten.

Aber 15 von 16 Landesverbänden im DFB legten ihr Veto gegen eine Wiederwahl des Beck-Anhängers ein. Da verzichtete Wauschkun, nicht nur auf den Rat seines Arztes, sondern auch „aus Frustration, weil zu viele im Präsidium sich vor allem um ihre eigenen Interessen kümmern".

Als Becks Fechter 1976 beim Olympia in Montreal mit je zweimal Silber und Gold den Durchbruch schafften, galt Tauberbischofsheim noch nicht einmal als Bundesleistungszentrum wie die anerkannten, aber erfolgsarmen Zentren Heidenheim und Bonn. „In Bonn, da steht ein wunderschönes Haus", bestätigt Wauschkun, „aber da tut sich nicht viel."

Nachfolger Wauschkun „trat gleich in Fängers Schuhe". Zuschüsse flossen verstärkt nach Tauberbischofsheim, denn Becks Schüler waren der Konkurrenz weit voraus.

Die Kritiker rächten sich durch Mäkelei und Intrigenspiel. Den Degenfechter Arnd Schmitt sperrte der DFB ein Jahr, als er aus Heidenheim zu Beck wechseln wollte. Erst die Drohung mit einem ordentlichen Gericht nötigte die Funktionäre nachzugeben.

Als beim Fechtertag am letzten Mittwoch Olympiasieger Behr, der Leiter des Fechtinternats Tauberbischofsheim, sich um den freigewordenen Posten eines Vizepräsidenten im Jugendressort bewarb, sagte ihm Präsident Güse: „Ich bin gegen dich."

„Statt mich als Praktiker", berichtete Behr, wählten die Delegierten „einen Theoretiker" und nutzten „die Chance, uns eins auszuwischen".

FUSSBALL

Los, Blonder

Nirgendwo tummeln sich so viele Fußball-Stars wie in Italien, kein Land bezahlt sie so gut – aber nirgendwo anders sind die Klubs so hoch verschuldet.

Der Ruf der süditalienischen Metropole Neapel, geprägt durch Armut, Arbeitslosigkeit, Gewalt, Müll, Camorra, Mißwirtschaft und Korruption, ist miserabel.

Not, wo immer das Auge hinblickt – doch seit diesem Sommer schwelgt die Stadt in Seligkeit.

Ausgerechnet der SSC Neapel leistet sich den teuersten Fußballspieler der Welt: Diego Maradona, 24, Argentinier, vor fünf Monaten für neun Millionen Dollar dem FC Barcelona abgekauft. Die letzte Drei-Millionen-Dollar-Rate wird am 1. Juli 1986 fällig, für den hochverschuldeten Verein steht ein Bankenkonsortium gerade.

Obwohl auch der „Bimbo d'oro", der Goldjunge, wie sie ihn nennen, die insgesamt zu schwache Mannschaft nicht zu den erwarteten Siegen führte – am vorletzten Sonntag flog er in Ascoli nach einer Schlägerei sogar vom Platz: Präsident Corrado Ferlaino, dessen Villa vor zwei Jahren bei einem Bombenanschlag zum Teil zerstört wurde, hat das Volk diesmal auf seiner Seite.

„Besser mit als ohne Maradona hungern", heißt es bei den Fans, und sie zahlen, was der Verein ihnen mit der Gründlichkeit professioneller Halsabschneider abknöpft.

Der Klub hat das gesamte Dauerkartenkontingent einer eigens von ihm gegründeten Gesellschaft, „Socio Napoli", übergeben. Um überhaupt eine Dauerkarte für Heimspiele erwerben zu können, der beste Tribünenplatz kostet rund 1200 Mark, muß man zunächst Mitglied bei „Socio Napoli" werden und das macht, je nach Güte des erwünschten Platzes, zusätzlich zwischen 85 und 220 Mark.

67 398 Tifosi haben trotzdem Dauerkarten erworben, das 90 000 Besucher fassende Stadion ist bei jedem Spiel ausverkauft. Daß der Verein Maradona eine Jahresgage von 800 000 Dollar auf ein Konto nach Liechtenstein überweist und jährlich zehn Flüge ins heimatliche Buenos Aires spendiert, einen Stadtflitzer, eine Nobelkarosse und eine Villa mit Meerblick stellt, rechnet niemand gegen die bisher erzielten mageren drei Saisontreffer auf.

„Wir müssen beweisen, daß wir uns einen solchen Spieler leisten können, was nicht einmal der Agnelli aus Turin fertigbringt", hat der zur Transferzeit im Juni noch regierende Bürgermeister, der Christdemokrat Vincenzo Scotti, auf einer Versammlung gesagt. Der Neapoli-



Duell Briegel/Rummenigge, feldverwiesener Maradona: „Bring uns den Titel"



Platini, Juventus-Mäzen Agnelli: „Stars gehören nach Italien"

taner Maradona personifiziert für die Menschen aus dem Mezzogiorno einen endlich errungenen Sieg über die verhaßten Industriemetropolen Norditaliens, allein seine Anwesenheit gibt einer kaputten Stadt ein Stück Identität zurück.

„Fußball", urteilte die Londoner „Times", „ist in jedem Land, wo er der Nationalsport ist, ein Inbegriff der gesamten Gesellschaft. So sind in Italien seine Leidenschaften und Glanzpunkte, seine Kindereien und Übertreibungen, seine Skandale und seine prachtvollen Schauspiele ein getreuliches Spiegelbild des Landes selbst."

Drei Sportzeitungen drucken täglich landesweit zusammen mehr als 1,1 Millionen Exemplare und erreichen im Schnitt fast 6 Millionen Leser. Die beiden staatlichen Fernsehkanäle und pro Großstadt mindestens drei Privatsender konkurrieren via Fußball um Einschaltquoten, kritische Töne sind selten.

So empfindet es der Deutsche Karl-Heinz Rummenigge beim Vergleich mit der Medienlandschaft in der Heimat als „ausgesprochen wohltuend, daß mir hier nicht dauernd mein hohes Einkommen vorgehalten wird".

Als die Konditionen publik wurden, zu denen Rummenigge von Bayern München zu Inter Mailand wechselte – zehn Millionen Mark Ablöse, sechs Millionen Mark netto für einen Dreijahresvertrag –, hielt zwar im Parlament eine Gruppe von KPI-Abgeordneten Ministerpräsident Bettino Craxi vor: Das stelle eine eindeutige Verletzung des Sparprogrammes dar, mit dem die Regierung die Inflation in den Griff bekommen wolle.

Doch bis zu den Tifosi drang die Mahnung nicht durch. Sie empfingen Rummenigge mit dem Transparant: „Los, Blonder, bring uns den Meistertitel", und die ganze Nation klopfte sich auf die Schultern, als Michel Platini, der Franzose in Diensten von Juventus Turin, erklärte: „Wer als internationaler Star etwas auf sich hält, gehört nach Italien, denn dort spielt die stärkste Liga der Welt."

Die Aufstellungen der Teams lesen sich wie ein Fußball-Gotha, bis auf den in Spanien tätigen Bernd Schuster sind die derzeit weltbesten Profis allesamt vertreten. Doch über die Frage, ob im Land des Weltmeisters von 1982 tatsächlich der beste Fußball gespielt wird, streiten deutsche Fachleute mehr noch als über die Qualität ihrer Bundesliga.

Nachdem Paul Breitner das Mailänder Lokalderby Inter gegen AC miterlebt hatte, gelobte er in einer Kolumne für die Münchner „Abendzeitung": „Ich werde nie wieder über Dieter Hoeneß herziehen, gegen die meisten Italiener ist er ein wahrer Rastelli". Inter sei eine vorwiegend mit „Gurkenspielern" bestückte „Topfentruppe", „der Kalle Rummenigge kann einem wirklich leid tun".

Daß sie in Verona, Spitzenreiter nach neun Spieltagen, den Deutschen Hans-Peter Briegel wie einen Volkshelden feiern, macht tatsächlich stutzig. Man hat ihn ja doch aus Bundesligazeiten als einen Spieler ungut in Erinnerung, der weniger mit technischem Raffinement als mit teutonischer Urgewalt Ball und Gegner beizukommen versuchte. Auch sein treuherziges Bekenntnis: „Ich kann den Wirbel um meine Person nicht verstehen, denn meine Spielweise habe ich überhaupt nicht geändert", läßt nicht unbedingt den Schluß zu, vom weltweit beklagten Niedergang des schönen Spiels seien allein die Fußballfelder Italiens ausgenommen.

HSV-Manager Günter Netzer, am Mittwoch mit seinem Verein im UEFA-Cup Gegner von Inter Mailand, warnt hingegen ausdrücklich vor Geringschätzung. „In den italienischen Teams", hat er erkannt, „stehen durchweg Minimalisten, ihnen reicht ein 1:0. Wie sie einen knappen Vorsprung verteidigen, das ist gekonnt."

Die Tifosi vergöttern ihre Sieger. Briegel hat in fünf Monaten mehr Streicheleinheiten erhalten als in neun Kaiserslauterer Dienstjahren, bei Rummenigge entschuldigte sich neulich beinahe die komplette Einwohnerschaft des Dörfchens Blevio am Comer See für den Ganoven, der ihrem prominenten Mitbürger den Mercedes 500 aufgebrochen hatte. Obwohl nur das Autoradio gestohlen worden war, stand am nächsten Tag ein betuchter Inter-Fan samt



neuem Maserati vor der Tür und bat den Deutschen: Er möge den Wagen so lange fahren, wie es ihm Spaß mache.

40 000 Besucher kommen im Schnitt in die Stadien, meist doppelt so viele wie in der Bundesliga. Rund 40 Millionen Mark nahm AS Rom in der vergangenen Saison ein – mehr als der Hamburger SV und Bayern München zusammen. Trotzdem ist der italienische Profifußball mit mehr als einer Viertelmilliarde Mark verschuldet. Nirgendwo auf der Welt werden Fußballspieler so gut bezahlt, nirgendwo stehen die Klubs so tief in den roten Zahlen.

Doch der scheinbare Wahnsinn hat Methode. So sagt Inter-Boß Ernesto Pellegrini, Fast-Food-Unternehmer, der täglich 80 000 Essen umsetzt: „Inter muß wieder ein echter Anziehungspunkt für all die Arbeitslosen, die Jugendlichen vor allem werden, ein Ort, wo sie den tristen Alltag vergessen können, ein Ort, wo sie unter ihresgleichen Ablenkung und vor allem Erfolgserlebnisse finden können."

Die sich so ablenken lassen, gehen schwerlich im Zorn über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die immer krasseren Gegensätze zwischen arm und reich, auf die Straße. Die Wirtschaft sorgt dafür, daß das Volk seine cirzensischen Spiele behält und den Vereinen der Konkurs erspart bleibt. Fiat-Chef Gianni Agnelli zum Beispiel ist Ehrenpräsident von Meister Juventus Turin, jenem Klub, von dem Filmregisseur Franco Zeffirelli behauptete: Ihn umhülle ein „Klima der Bestechlichkeit". Parallel zu Massenentlassungen bei Fiat holte Agnelli vor gut zwei Jahren neben Platini den Polen Boniek, für dessen Freigabe sich sogar der Papst verwandte.

Der marode Hersteller von Elektrogeräten, Zanussi, spendierte Udine für über elf Millionen Mark den Brasilianer Zico, und Pellegrini teilte bei Geschäftsabschluß mit, er werde die Rummenigge-Millionen aus eigener Tasche löhnen. Womit, steuerlich begünstigt, der Werbe-Etat seiner Firma gemeint war.

Daß in einem so florierenden System ein „kritischer Intellektueller", als den sich der Brasilianer Dr. Socrates selbst begreift, Probleme hat, verwundert nicht. Der politisch engagierte Kinderarzt, der in seiner Heimat für mehr Demokratie demonstrierte, den der AC Florenz in diesem Sommer für 8,7 Millionen Mark Ablöse engagierte, nervt seine Gastgeber mit linken Sprüchen.

Die Spieler, so Socrates, seien das Opfer ihrer eigenen Entfremdung: „In der kapitalistischen Welt erstickt die finanzielle Macht den Fußball, die Spieler werden manipuliert und ausgenutzt." Immer hätten sich Stars wie das „Fußballidol Pelé mit den Herrschenden identifiziert".

Die italienische Presse hat Socrates bereits abgemahnt: Er solle nicht so viel „Polit-Chinesisch" daherreden, sondern endlich besser Fußball spielen.